

Wissenschaft und die Bewältigung von Krisen

Rede der Präsidentin der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Professorin Dr. Katja Becker

anlässlich des Neujahrsempfangs der DFG

Berlin, 16. Januar 2023

Es gilt das gesprochene Wort!

Sehr geehrte Damen und Herren Minister, Senatoren, Staatssekretäre,
verehrte Mitglieder des deutschen Bundestages,
Exzellenzen und geschätzte Mitglieder des diplomatischen Corps,
Präsident*innen und Magnifizenzen,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich freue mich sehr, das neue Jahr gemeinsam mit Ihnen begrüßen zu dürfen. Und ich hoffe, dass Sie die Feiertage und den Jahreswechsel im Kreise Ihrer Familie und Ihrer Freunde feiern und genießen konnten. Es ist wunderbar, dass wir uns hier im schönen Leibniz-Saal der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften nun endlich wieder und so früh in diesem neuen Jahr persönlich versammeln können. Eine solch festliche Zusammenkunft ist nicht selbstverständlich: Denn im Ausklang des Winters beginnen zugleich ein weiteres Jahr des Krieges gegen die Ukraine und das bereits vierte Jahr der Pandemie.

Ladies and Gentlemen, Excellencies, Distinguished Guests,

It is such a pleasure for me to welcome you and celebrate this new year together with you. I sincerely hope that you had the opportunity to enjoy the festivities and the turn of the year with your family and friends. It is wonderful to meet again in person here in the beautiful Leibniz Hall of the Berlin-Brandenburg Academy of Sciences and Humanities. Such a festive gathering can by no means be taken for granted. Considering that, as winter draws to a close, another year of the war of aggression on Ukraine and already the fourth year of the pandemic commence.

1. Leben in Krisenzeiten

Dass wir hier stehen, zeigt: Es gab und es gibt Fortschritte. Auch wenn das Coronavirus nach wie vor zirkuliert und die Kliniken aus verschiedenen Gründen wieder an ihre Belastungsgrenzen stoßen, so ist die Pandemie doch weitgehend einer Endemie gewichen. Intensive Forschungs- und Entwicklungsarbeiten haben in Rekordzeit Impfstoffe und Medikamente geschaffen, die COVID-19 den größten Schrecken nehmen. Und wir alle haben gelernt, mit dem Virus zu leben.

Das sind die guten Nachrichten. Doch der Preis der Pandemie ist hoch.

Zu den weltweit über 650 Millionen registrierten COVID-19-Fällen und über 6,6 Millionen Todesopfern kommen die Patient*innen, die während der Pandemie nicht adäquat versorgt werden konnten. Zudem sehen wir entkräftetes Klinikpersonal, durch Isolation und Krankheit erschöpfte Kinder, Studierende und Senior*innen, überlastete Eltern und Lehrer*innen sowie Unternehmer*innen im Existenzkampf.

Denn mit Gewalt drängte sich im vergangenen Jahr auch der völkerrechtswidrige Angriff Russlands auf die Ukraine in unser Leben; dazu kamen eine rasante Inflation, vermehrte Versorgungsengpässe und die aktuelle Energiekrise. Erschöpft fühlen wir uns also auch, weil die eine Krise gleich ohne Pause in die nächste überging und die Grenzen zwischen den Krisen verschwimmen.

Aus meiner Sicht ist es wichtig, an genau dieser Stelle innezuhalten und sich diese individuelle und gesellschaftliche Erschöpfung zu vergegenwärtigen, einzugestehen. Nur wenn wir das tun, wird der Boden unter unseren Füßen wieder etwas spürbarer und wir können auf dem aufbauen, was wirklich ist. Ich denke auch, wir sind gut beraten, in den kommenden Monaten besonders aufmerksam und rücksichtsvoll miteinander umzugehen.

2. Krisenerfahrung und Transformation

Angesichts dieser Erschöpfung muss aber auch die Frage, was wir als Krise wahrnehmen und erleben, deutlich erweitert werden. Erweitert um die Frage, was es eigentlich braucht, um die Krisen unserer Zeit zu bewältigen. Dies sind gewiss politische Weitsicht, gesellschaftlicher Zusammenhalt, funktionierende Strukturen und ein Verständnis relevanter Ursachen und Wirkungen. Und spätestens hier kommt die Wissenschaft ins Spiel. Denn die Wissenschaft gehört in jedem Fall zu den gesellschaftlichen Kräften, die besonders eng vertraut sind mit der steten und produktiven Auseinandersetzung mit dem Unbekannten und mit krisenhaften Phänomenen.

Wie genau jedoch kann Wissenschaft eine Gesellschaft darin unterstützen, Wege aus einer Krise zu finden? Dieser Frage möchte ich im Folgenden gerne nachgehen.

Blicken wir dazu zunächst auf das Phänomen der Krise selbst. Die Wirkmacht eines krisenhaften Einschnitts, eines unabdingbaren Umbruchs in unserer alltäglichen Lebenswelt, ist vergleichbar mit der Krisis in der Medizin. Bereits im antiken *Corpus Hippocraticum* umfasst der Begriff der Krisis den Höhe- und Wendepunkt eines Krankheitsgeschehens. In der Regel ist diese kritische Phase mit einer Verschlechterung der Symptome verbunden. Der physische Zustand wird prekärer und drängt zur Wende – zum Moment der Entscheidung über den weiteren Krankheitsverlauf, zur Klärung der Ungewissheit über die Chance auf Genesung.

Eine vergleichbare Erfahrung der Ungewissheit – verbunden mit der Hoffnung auf Besserung, gar auf eine Rückkehr zu einstiger Normalität – hat zuletzt auch unser Zusammenleben stark geprägt. Angesichts von Krieg und Pandemie verschmolzen die individuellen und kollektiven Dimensionen der Krisenerfahrung – ein Phänomen, das das Individuum auch entlasten kann: Ungewissheit und das gleichzeitige Hoffen auf das Ende der Krise prägten wohl unser aller Leben.

Ähnlich der Symptomverschärfung bei der medizinischen Krisis offenbart und verstärkt diese kollektive Ungewissheit aber auch Spannungen und Fliehkräfte in unserer Gesellschaft. Zugleich gewinnt ein kollektives Bewusstsein einer geteilten Zeitgenossenschaft erste Konturen. Uns beschleicht das Gefühl einer Ahnung, dass wir gegenwärtig Zeug*innen und Akteur*innen eines wohl historischen Umbruchs sein dürften.

Die historische Signatur der Krise knüpft über unser individuelles Empfinden hinaus ein verbindendes Band. Wir erleben, wie fragil die Friedens-, Freiheits- und Wohlstandsversprechen unserer demokratischen Gesellschaftsordnung im Lichte der aktuellen Krisenlast wirken. Und wir begreifen Ungewissheit, Sorge und Verlustangst als kollektive Krisenerfahrung.

Nicht selten erleben wir eine Krise als eine zwar belastende, aber oft auch hilfreiche Phase der Transformation. Ohne sie kann eine Weiterentwicklung des Status quo kaum erreicht werden. Hätte die Natur Sorge um ihre Metamorphosen, wie gering wäre die Biodiversität, wie eintönig unsere Umwelt? Oder denken Sie etwa an die Energiekrise, die uns förmlich dazu drängt, die Wende zu mehr Nachhaltigkeit und erneuerbarer Energie nun mit Nachdruck umzusetzen. Unsere Gesellschaft hat gezeigt, dass sie zusammenhalten kann; sei es durch die breite Solidarität mit Geflüchteten aus der Ukraine oder durch das effiziente Einsparen von Energie. Und so gibt die gemeinsame Krisenerfahrung unserer Gesellschaft auch den Schlüssel in die Hand, diese und andere Krisen mit Zuversicht zusammen zu meistern, die ihnen inhärente Chance auf Veränderung zu nutzen.

Der katastrophische Charakter, den wir Krisen häufig zuschreiben, verliert in dieser Perspektive deutlich an Wirkmacht. Und doch drängt sich uns der Eindruck auf, als ob die Krisen derzeit kein Ende nehmen – als ob Krise keine Veränderung, sondern fast schon eine Konstante,

etwas Unabänderliches markiere. Aber dieser Eindruck täuscht: Jede Krise endet – sonst wäre es keine Krise – und wir können etwas dafür tun, die Chance zu erhöhen, wohlbehalten und gestärkt daraus hervorzugehen.

3. Wissenschaft und die Bewältigung von Krisen

Als Teil unserer Gesellschaft ist auch die Wissenschaft von den Krisen betroffen; Forschung und Lehre sind ebenfalls in das Mahlwerk der aktuellen Herausforderungen geraten. Die beherzten Finanzierungszusagen von Bund und Ländern, etwa für die Entlastung wissenschaftlicher Einrichtungen in der Energiekrise, für den Pakt für Forschung und Innovation oder für die Ermöglichung der zweiten Wettbewerbsphase der Exzellenzstrategie, stärken der deutschen Forschungslandschaft den Rücken.

Dadurch wird es den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern möglich, die Gesellschaft auch weiterhin mit neuesten Forschungsergebnissen sowie fundiertem Wissen bei der Krisenbewältigung zu unterstützen – beispielsweise, um dem Klimawandel mit konsequent nachhaltigem Handeln etwas entgegenzusetzen zu können.

Indem sie Krisenphänomene erforscht, versetzt uns die Wissenschaft in die Lage, diese und den mit ihnen einhergehenden Veränderungsdruck nicht bloß als schicksalshafte Umwälzung zu begreifen. Der Krise selbst wird disziplinübergreifend ein epistemologischer Wert zuerkannt. Denn durch die wissenschaftliche Nutzbarmachung ändert sich zugleich unsere Beziehung zur Krise: Aus Betroffenen werden Agierende; die Passivität weicht der Erkenntnis einer Chance, sich weiterzuentwickeln und neu zu gestalten.

Die Forschung, die stets neues Wissen generiert und somit Fortschritt und Wohlstand sichert, wächst nicht nur an der Krise. Nein, sie setzt auch den bisherigen Kenntnisstand selbst sehr kritischer Prüfung und dem Veränderungsdruck neuer Erkenntnisse aus. Und genau diese an der Krise geschulte Urteilskraft der Wissenschaft ist momentan stärker gefragt denn je.

Denn angesichts von Klimawandel, Pandemie und Krieg scheint es den Begriff Krise derzeit nur noch im Plural zu geben. Die synchrone Überlagerung multipler, miteinander verwobener Krisen führt uns vor Augen, wie schwer es sein kann, die Endlichkeit und den Übergangsscharakter einer einzelnen Krise zu erkennen. Durch Krisen dieser Größenordnung kulminieren ganz unterschiedliche Entwicklungen zu einer Kettenreaktion, deren räumliche und zeitliche Dynamiken sich im Voraus nur schwer erkennen, prognostizieren oder gar einhegen lassen.

In solch einer polykritischen Gemengelage ist es zudem eher wahrscheinlich, dass sich die jeweiligen Krisen gegenseitig beschleunigen und verstärken. Ein differenziertes Verständnis

dieser lokal und global komplex verflochtenen Dynamik kann nur auf Basis herausragender Fachexpertise, multidisziplinärer Analyse und interdisziplinärer Kooperation erzielt werden.

Die Wissenschaft kann also Krisenkompetenz zur Verfügung stellen. Sie hält das nötige Sensorium und Instrumentarium bereit, um die komplexen, dynamischen und oft latenten Wechselwirkungen multipler Krisen zu identifizieren, zu ergründen und einzuordnen. Indem sie fragt, forscht und streitet, schafft sie neues, belastbares Wissen. Damit begegnet sie nicht nur Ungewissheit und Sorge. Sie stellt uns vor allem das Rüstzeug, um passgenaue Lösungsansätze zu entwickeln und handlungsleitende Schlüsse zu ziehen – keinesfalls nur, aber eben auch für die erfolgreiche Überwindung akuter Krisen.

Diese Krisenkompetenz reicht weit über die Akutphase hinaus. In der Aufarbeitung der Krise – man könnte sagen: in der Epikrise – sucht die Forschung dann, das Erlebte zu durchdringen und fundiert einzuordnen. Eben weil wir heute noch nicht absehen können, wie es hinter dem Horizont weitergeht und welche Erkenntnisse uns bei der Bewältigung zukünftiger Krisen von Nutzen sein werden, ist die Wissenschaft eine der sichersten Vorsorgen für die Zukunft.

Diese Kompetenz der Wissenschaft gedeiht insbesondere in Vertrauensräumen, in denen die Neugier der Forschenden für grundlegende Fragestellungen beflügelt wird, ohne ihren Wissensdurst unmittelbaren Verwertungszwecken zu unterwerfen. Hierfür unabdingbar sind forschungs- und innovationsfreundliche Rahmenbedingungen, die Chancen und Risiken gut ausbalancieren und Forschung etwa im Rahmen staatlicher Regulierungen erleichtern, Ermöglichungsräume eröffnen.

Besonders die Grundlagenforschung braucht Freiräume, in denen sich die Pluralität wissenschaftlicher Disziplinen, Methoden und Perspektiven entfalten kann. Indem wir exzellente Spitzenforschung in Deutschland fördern, schaffen wir das Fundament für echte wissenschaftliche Durchbrüche und befüllen die Wissensspeicher, die uns befähigen, auch den Krisen von morgen effizient entgegenzutreten.

Forschung und akademischer Diskurs schaffen damit die Basis für Innovationen und bleiben doch selbst offen für neue Erkenntnisgewinne. Selbstreflexion und kontinuierliche Kurskorrektur, gepaart mit Wissbegierde und Offenheit, stehen dabei im Zentrum des Selbstverständnisses von Forscherinnen und Forschern. Dieses Arbeitsethos ist kein abstraktes Gut, sondern ein verinnerlichter Wert – ein Habitus, der den Wissensdrang der Forschenden in den meisten Fällen ganz selbstverständlich mit gesellschaftlicher Verantwortung eint.

4. Ausklang

Wissenschaft befähigt uns also in der Tat zur Krisenbewältigung. Gestützt auf langjährige Erfahrung in der Erforschung komplexer Phänomene kann sie Wege ebnen aus einer Krise. Unterwegs bietet sie der Gesellschaft, Politik und Wirtschaft evidenzbasierte und fachkundige Orientierung aus multiplen Perspektiven. Zudem zeigt sie mögliche Lösungswege auf und steigert dadurch die gesellschaftliche Resilienz. Und genau deshalb lohnt es sich gerade in krisenhaften Zeiten, wie wir sie momentan durchleben, weiterhin exzellente Forschung zu fördern sowie in Innovation und Ausbildung zu investieren.

Wir können also durchaus zuversichtlich auf das neue Jahr blicken. Gemeinsam mit Ihnen allen wird die Deutsche Forschungsgemeinschaft in ihrer spezifischen Rolle im deutschen Wissenschaftssystem auch weiterhin aktuelle und zukünftige Krisen anpacken, dabei unterstützen, wissenschaftlich fundierte Wege aus den Krisen unserer Zeit zu finden, und dadurch die Zukunft unserer Gesellschaft aktiv mitgestalten.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!